

# Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hinausgeschleudert hat, ehe er selbst ruhig geworden war. Die Dorfgeschichte verlangt aber mehr als jede andere Geschichte Erzählerkunst, was durchaus nicht dasselbe ist wie Breite, die manche Dorfgeschichtenschreiber zu glauben scheinen; sie widerstrebt aber ganz und gar dem aufgeregten Ton, der eine Zeitlang in unserer Literatur Mode gewesen ist. Die Verfasser mögen es glauben

oder nicht: sie erreichen damit das Gegenteil ihrer Absicht, verstärken nicht den Eindruck, sondern schwächen ihn ab. Das ist auch hier der Fall. Daß im übrigen keine alltägliche Feder hier am Werke ist, zeigt sich überall, und die besondere Begabung des Verfassers für Bauerngeschichten ist an mancher ausgezeichneten Charakteristik erkennbar. R. Weithrecht. Lit. Echo, Berlin.

# Bücherschau

**Oskar Baum.** Das Leben im Dunkeln. Axel Junfer, Verlag, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

In diesem Buche liegt die Geschichte einer Kindheit, die, wie der Titel es antönt, im Dunkeln gelebt wurde. Als der blinde Dichter Oskar Baum vor Jahresfrist in seinem Buche „Uferdasein“ Streifzüge in das Leben der Blinden unternahm — der junge Prager Max Brod war damals sein verständiger Führer und Weggefährte — da ging es wie köstliches Erwachen durch die Herzen der Leser. Jene Einblicke in das Seelenleben der Blinden waren Predigten, wie sie kaum jemals an unser Ohr gedrungen. Und nun schenkt uns der blinde Dichter, der kaum die Mitte der Zwanziger überschritten, einen Erziehungsroman (um das Buch gleich zu klassieren), die Geschichte einer Kindheit, wie noch keiner aus jener dunkeln Welt uns eine gab.

Was ist uns, die wir sehend sind, ein Blindler, dem wir auf der Straße begegnen, geführt von seinem Kinde, seiner Schwester oder seinem Vater, der, langsam tastend, den Stoß vor seinen Fuß setzt und so durch die Welt zu gehen verurteilt ist?

Wir treten zur Seite, um ihn an uns vorübergehen zu lassen, und wenn wir ihm tagtäglich begegnen, tragen wir täglich ein schmerzendes Stück tiefen Mitleids nach Hause, wir bedauern dieses Menschen Schicksal, das ihm das Schönste, das wir Sehende kennen, das Licht des Auges, raubte. Blind sein, sagen wir, ist schlimmer denn der Tod. Ein schwarzer tiefer Abgrund liegt doch vor den Schritten der Blinden, und jede kleinste Stufe kann dieser Abgrund sein. Und wenn sie aufblicken wollen nach der Sonne, die uns blendet, starren sie in schwarze Nacht. Das Leben, das nicht sehen kann, sagen wir, ist kein Leben. Und die im Dunkeln wandeln müssen, wandeln im Tod. Denn zur Lebensfreude gehört das Licht, das freudige, schimmernde, verklärende. So sagten und dachten wir. Und so konnten wir nur denken, weil wir den Blinden stets auswichen, um sie nicht unnötigerweise an ihr trübes Dasein zu gemahnen.

Da kommt plötzlich, kometengleich, einer aus jener dunkeln Welt zu uns, nimmt uns bei der Hand und führt uns hinab in diese Unterwelt, wo weder Licht ist noch Freude.

Wo weder Licht ist noch Freude? Wer

wagte das zu behaupten? Heraufgestiegen aus jenem Reich der Dunkelheit scheint uns die Sonne ein Feuerwerkkrädchen, dessen man sich einmal freute, weil der liebe Gott uns nichts Besseres an den Himmel gehängt. Ein Feuerwerkkrädchen, das angebrannt, abknurrt und dann alles wieder ins Dunkle zurückfallen läßt. Und uns, die Lichtfrohen, quält eine leise Sehnsucht nach jenem Leben im Dunkeln, das so herrlich ist, so wunderfellschön, so hell an Empfindungen, so poesiedurchflutet.

Denn von einem solchen Leben predigt Oskar Baum: Wenn ihr einem von den unsern, die ihr Unglückliche nennt, begegnet, weicht ihm nicht aus; geht zu ihm; geht mit ihm; begleitet ihn auf seinem Weg, und ihr werdet reich werden! Aber wenn ihr zu ihm hingehet, reißt das Mitleid aus euerem Herzen und werft es weit von euch. Denn der Blinde weiß mit Nietzsche: „Das Mitleid ist etwas, das überwunden werden muß.“

So führt uns Oskar Baum, dieser Blindenpriester, in das Leben eines Blinden, wohl sein eigenes Leben, und eine lange Strecke folgen wir ihm, von der Kindheit bis hinauf zur Lebensmitte. Denn die ist auch im Blindenleben da, wo der Mensch sich zur reifen Persönlichkeit durchringt. Friede Ellmann ist dieser Knabe, dessen Entwicklungsgeschichte uns Oskar Baum zeichnet, von dem Augenblick an, da dem kleinen Friede im Streit mit Schuljungen die Brillengläser eingedrückt werden, deren Glassplitter ihm in die Augen dringen und ihm die Sehkraft durchschneiden. Dann folgen wir diesem zehnjährigen Blinden in die Blindenerziehungsanstalt, in diese für uns so neue seltsame Welt der Seele und des Geistes, und erleben all die Schicksale mit, die den Blinden auf dem steilen Weg seiner Entwicklung begleiten. Wenn wir

in die Seelen all dieser blinden Kinder hineinschauen — denn Oskar Baum zeichnet nicht nur das Bild Friede Ellmanns, sondern vieler anderer Zöglinge — halten wir den Atem an, so ergreifend sind diese Kindheiten.

Aber wenn wir aufblicken, sind wir verständig, wissend geworden. Wir haben neues Land betreten, den Wert eines Blindenlebens kennen gelernt. Wir bemitleiden in Zukunft diese Menschen nicht mehr, wohl aber beneiden wir sie um die Kraft ihres Empfindens; wir haben von ihnen gelernt, daß wir vor ihrem Schicksal uns auch nicht mehr zu fürchten brauchen.

Ein kräftiger, realistischer, nicht ein weichlicher Ton herrscht in diesem prächtigen Buch, für das nicht nur die Welt der Blinden, sondern namentlich die Welt der Sehenden dem Dichter danken sollte. Und zwar so, wie man für ein unschätzbares Geschenk, das uns nur einmal kann gegeben werden, zu danken pflegt. M. R. K.

**Georg Büchner: Gesammelte Schriften.** Verlag Paul Cassirer, Berlin.

Es war für eine Zeit wie die unsrige, in der jung verstorbene Künstler wie Hermann Conradi, Aubrey Beardsley, Walter Calé nicht nur „unendliche Sehnsucht“, sondern auch laute Jammerklagen, was wir verloren hätten an diesen Genies, erwecken, selbstverständlich, daß sich schreiblustige Herausgeber all der Dichter erinnerten, welche schon in älterer Zeit in ihrer Jugend gestorben sind, und also weniger interessieren, weil sie Beweise eines starken Talents hinterlassen haben, sondern, weil man von einer unerhörten möglichen Entwicklung träumt, wenn sie gelebt hätten. Zu diesen Dichtern gehört Georg Büchner, der Bruder des materialistischen Philosophen Ludwig Büchner. Im Alter von 24 Jahren starb er in Zürich. Schon als Knabe war er

erfüllt von grenzenloser Sehnsucht nach dem Leben. So wurde er Anatom und Physiolog, Materialist und Politiker. In seinem „Landboten“ ließ er 1834 das erste sozialistische Flugblatt erscheinen. Er liebte die Natur, das Leben und die Menschen. „Man muß die Menschen lieben“, läßt er sein dichterisches Ebenbild Lenz sagen, „um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Äußeren hinein zu kopieren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht“.

Diese Weltanschauung machte Büchner zu einem wichtigen Vorkämpfer realistischer Kunst. Er hat ein Drama „Dantons Tod“ geschrieben, ein Werk von hoher künstlerischer Bedeutung, das eine der Verbindungsbrücken zwischen Grabbe, dem Schöpfer des modernen historischen Dramas, und Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“ darstellt. In einem in seinem Nachlaß gefundenen Fragment eines bürgerlichen Dramas „Wozzeck“ finden sich Szenen, die geradezu an die „Weber“ erinnern. Dagegen wandelt er in dem Lustspiel „Leonce und Lena“ in den Spuren des geistreichend witzigen romantischen Lustspiels. Interessanter ist sein Romanfragment „Lenz“, in dem er mit feinsten Feder den Weg dieses Jugendfreundes Goethes dicht am Abgrund des Wahnsinns entlang verfolgt. Auch von hier aus kann man in die Zukunft schauen bis hin zu Arthur Schnitzler, dem Meister psychologischer Kunst. Alles in allem: eine interessante Persönlichkeit, welche das Land einer neuen Kunst geahnt und von ferne gesehen, es aber selbst nur mit flüchtigen Schritten betreten hat. Seinen Werken hat der Verlag eine geschmackvolle Ausstattung zuteil werden

lassen. Paul Landaus Vorrede ist viel zu lange und ohne wissenschaftliche Bedeutung.

K. G. Wndr.

**Robert Rehlen.** Goethe der Bildner. Verlag Julius Zeitler in Leipzig.

Schon einmal hat Robert Rehlen von sich reden gemacht, als er vor einigen Jahren die berühmten Worte Napoleons und Friedrichs des Großen zum Gegenstand sprachpsychologischer Zusammenstellungen machte. Dasselbe Verfahren wendet der Herausgeber dieses Bandes „Goethe der Bildner“ nun auch für Goethe an, und ganz richtig charakterisiert er selbst das Endergebnis seiner Arbeit: „Was dies mit Bangen begonnene und mit Entdeckerfreude vollendete Buch aus der Flut der Goetheliteratur hervorzuheben geeignet erscheint, ist dieses: es stellt den lebendigen Goethe in seinen sprachlichen Äußerungen zur reinen Betrachtung dar. In allen seinen sprachlichen Äußerungen, sowohl den prosaischen, wie den rhythmischen und melodischen. . . Goethe ist hier nicht in erster Linie als Dichter dargestellt, sondern als Täter, als Schaffender, als Tatmensch.“ Und richtig betont der Herausgeber weiter in seiner Vorrede: „Da er (Goethe) nie das bloß Imaginative zu verwirklichen trachtete, sondern immer die Wirklichkeit gestaltete, nicht bloß sprachlich, sondern auch materiell, einer der größten und erlauchtesten Umformer und Umbildner der Realität, so hängt sein sprachliches Schaffen mit seinem lebendigsten Tun und Wirken so eng zusammen, wie bei keinem andern Dichter.“

Und da sich bei Goethe, wie bei Napoleon und dem großen Fritz seine Kraft in seiner Sprache offenbart, will das Buch „die Linie der in seinen Worten konzentrierten Kraft“ aufzeigen.

Mit subtilem künstlerischem Verständnis hat der Herausgeber seine Aufgabe durch-

geführt und gibt uns da ein sprachpsychologisches Bild Goethes, dessen Jugendzeit in dieser Beziehung besonders interessant ist und von Kehlen entsprechend behandelt wurde. Von den übermütigen Leipziger Tagen bis zu den strengen Formen der letzten Epoche hat Kehlen alle Wandlungen in Beispielen festgehalten. Eine erfreuliche Aufgabe für eine zweite Auflage wird dem Herausgeber die neu gefundene Urfassung des „Wilhelm Meister“ darbieten; denn gerade von dieser Fassung erwarten wir Enthüllungen, die für die Sprachpsychologie Goethes von ganz besonderem Wert sein dürften.

M. R. K.

#### Freiligraths Werke. Bürgers Gedichte.

Deutsches Verlagshaus Bong & Cie., Berlin.

Die in der „Goldenen Klassikerbibliothek“ erschienene, von Julius Schwering besorgte Ausgabe von Ferdinand Freiligraths Werken zeichnet sich sowohl durch das vom Herausgeber trefflich geschriebene Lebensbild des Dichters, als die sorgfältige Behandlung der Texte aus. In zwei stattlichen Bänden wird hier das Schaffen eines Dichters vereinigt, dessen Lyrik seiner Zeit — in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — mächtig in das Rad der Zeit eingriff, die aber, eigentlich im Gegensatz zu derjenigen seiner Zeitgenossen, heute noch lebendig ist. Der Herausgeber gliedert seine Ausgabe in sechs Teile, deren erster und zweiter die Gedichte von 1838 und „Zwischen den Garben“, „Ein Glaubensbekenntnis“, die politischen und sozialen Gedichte, deren dritter Teil „Neueres und Neustes“, die Jugenddichtungen und Fragmente aus dem Nachlaß enthal-

ten. Im vierten Teil sind die Übersetzungen untergebracht, die ungefähr den dritten Teil des zweiten Bandes füllen, dann auch die Erzählung „Der Eggerstein“ und Fragmente aus den Briefen des Dichters, dessen Verhältnis zu Gottfried Keller ich gerne noch etwas stärker hätte unterstrichen gesehen.

Die Ausgabe (in zwei Teilen) der Gedichte Bürgers war Ernst Consentius anvertraut. Auch dieser Herausgeber entledigte sich seiner Aufgabe aufs beste; vor allem in der Behandlung des Lebensbildes und der sorgfältig durchgeführten Anmerkungen, die sich jeweilen am Schluß der Ausgaben befinden.

M. R. K.

Hermann Bahr: Dalmatinische Reise. Verlag S. Fischer, Berlin.

Wer Bahr kennt, weiß, daß er über das Land selbst, das er bereist hat, nicht allzuviel zu hören bekommen wird. Aber der Dichter des „Konzert“ hat noch nie so entzückend geplaudert wie in diesem Buche. Von allem: von lustigen Mädeln, von kriegerischen Offizieren, von unangenehmen Reisebegleitern, von schlechten Hotels, von veralteten Schiffen, von Inseln und Meeresküsten, vom Dichten und Malen und Philosophieren, vom Hofrat Burckhard, vom Innsbrucker Gemeinderat, von Richard Strauß und von Karl Lueger. Es gibt sogar Menschen, die so stürmisch und verlockend die Luft des von Bahr durchreisten Landes zu verspüren glaubten, daß sie sogleich eine Reise nach Dalmatien antreten. Aber auch der zu Haus Bleibende legt dieses geistreiche, mit kleinen, scharfen Bildern geschmückte Buch nicht aus der Hand, ohne es zu Ende gelesen zu haben. K. G. Wndr.

---

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Alle Zusendungen sind unpersönlich an die Schriftleitung „Die Alpen“ in Bern zu senden. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.